

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Paul Quente: Vorbemerkungen zum Verständnis der Prignitzer funde aus vorgeschichtlicher Zeit.

Vorbemerkungen zum Verständnis der Prignitzer funde aus vorgeschichtlicher Zeit.

1. Die ersten Menschen, die in der Prignitz wohnten, hatten als Waffen und Geräte nur solche von Stein und Knochen. Steinzeit nennt man deshalb diesen Abschnitt der Menschheitsgeschichte und rechnet ihn von der Besiedelung an bis um 2000 v. Chr. Von der Prignitz können wir als sicher annehmen, daß ihre ersten sesshaften Bewohner aus dem Norden (Dänemark, Schweden und von den deutschen Nordseeküsten) kamen (um 8000 v. Chr.). Vollkommen aufgeklärt sind die Wanderzüge der Völker aus dieser Zeit noch nicht. Gerade aus der Prignitz ist wenig bekannt, und die Mitarbeit aller Kreise unsrer Bevölkerung ist nötig, um Klarheit zu erlangen. Als die erste Völkerwanderung kann man das Einwandern dieser Stämme, die mit dem Gesamtnamen der *Indogermanen* zu bezeichnen sind, betrachten. Diese Indogermanen blieben in unsrer Heimat bis zur Bronzezeit, etwa 1600 v. Chr., um dann wieder weiter zu wandern, dem Süden zu. Die späteren Griechen, Illyrier, Trafer usw. zweigen sich dann als Einzelstämme vom Indogermanenvolke ab. Hier in unsre Prignitz kamen neue Einwohner, wieder aus dem Norden, unsere Vorfahren, die *Germanen*. Auch über diese Zeiten ist noch viel aufzuhellen. Wenn auch in großen Umrissen die Wanderungen feststehen, so sind doch viele Einzelheiten unbekannt, und manches Ungenauere bedarf der Berichtigung. Manche Kleinigkeit, die gefunden wird, kann Aufklärung verbreiten und einen hohen wissenschaftlichen Wert besitzen. Deshalb möchte ich besonders an alle Mitglieder unsres Vereins die Bitte richten, ja alles, auch Scherben und vieles wertlos scheinende aufzuheben und unserm Museum zuzusenden.

Der Steinzeit folgt dann ein Kulturabschnitt, der durch das erste Auftreten von Metallen gekennzeichnet ist. Diese Metalle waren Kupfer, in ganz geringen Mengen Gold und eine Metallmischung (Legierung) aus Kupfer und Zinn oder Zink, die *Bronze*. Jene Metallmischung war berufen, während 1½ Jahrtausenden das herrschende Material zu werden, aus dem vorzugsweise die Waffen und Geräte gefertigt wurden. Die Kenntnis von der Bearbeitung der Bronze kam aus dem Süden zu uns. In welchem Lande sie ihren Ursprung hatte, ist noch nicht mit Sicherheit festgestellt. Der Bronzezeit ging eine kurze Zeit voraus, in der man nur reines Kupfer verarbeitete. Man bearbeitete das Kupfer in kaltem Zustande durch Hämmern. Vielleicht kam man dann durch Zufall darauf, daß Kupfer sich leicht schmelzen und in beliebige Formen bringen ließ. Der Weg zum Gießen des Metalles war gefunden. Auch durch Zufall machte man dann wohl die Entdeckung, daß Kupfer durch Zusatz von Zinn oder Zink viel härter würde und dem Stein an Güte nichts nachgab, durch das Gießen in beliebige Formen sogar noch einen großen Vorteil gewährte.

Die Handfertigkeit unserer Vorfahren im Gießen und Verzieren der Bronzegegenstände war groß. Es zeigt sich an den gefundenen Bronzen ein Geschmac und ein feines Empfinden der Verzierungskunst, an dem es uns in mancher Beziehung heute mangelt. Die Arbeit und das Kunstempfinden der alten Völker, die bei uns ihre Heimat hatten und unsere Vorfahren waren, ist so, daß wir uns ihrer nicht zu schämen brauchen. Wenn auch in südlichen Gegenden die höchste Blüte des Volkes schneller erreicht wurde und Griechenland in so kurzer Zeit eine ganz außergewöhnliche Höhe erreichte, so ist doch dieses und manch

anderes Volk bald wieder versunken, während die Germanen in langsamer und stetiger Entwicklung fortschritten und heutigen Tages die germanischen Stämme die weltbeherrschenden sind. Man braucht da nur an Deutschland, England und Amerika zu denken. Kein Volk aber kann mehr werden, als in seiner Anlage enthalten ist, und die Wurzeln unserer Kraft und unseres Verdeganges sind schon in der Vorgeschichte, in der Bronzezeit zu sehen. Das alles ausführlich zu schildern, soll späteren Heften vorbehalten sein.

Ein sehr gutes Beispiel von germanischem Kunstempfinden geben uns die Bronzen von Butike. Welche schöne Form besitzen nicht die beiden Gefäße, und wie schwierig war doch ihre Herstellung! Fragen kann man sich auch, wo kam denn die Bronze her, die in unsrer Heimat benutzt wurde, und in welcher Form erhielten sie die Gießer? Auch darüber können unsere Funde uns Auskunft geben. Herr Filter aus Silmersdorf schenkte dem Museum nebst einigen anderen Gegenständen auch einen halben Bronzebarren. Der Barren hatte die Form eines langen Brotes, dessen beide Enden etwas zugespitzt waren. In dieser Gestalt wurde die Bronze zu uns eingeführt und bei uns weiter verarbeitet. An dem halben Barren aber kann man auch sehen, daß nicht mehr Bronze geschmolzen wurde, als unbedingt nötig war, und die Leute unnütze Arbeit und Feuerung sparten. Wie aber war der Hergang beim Gießen der beiden Gefäße?

Man machte zuerst aus Ton einen Kern, der die Form erhielt, welche das fertige Gefäß später i n n e n haben sollte. Hierauf modellierte man das Gefäß aus Wachs um den Kern herum, indem man dem Wachsgefäß die Dicke gab, die man für das spätere Bronzegefäß wünschte. Bei unserem Bronzegefäß ist auch die Verzierung, die wie eine gedrehte Schnur aussieht, gleich in Wachs modelliert worden. Um das Wachsgefäß wurde nun vorsichtig ein Mantel aus Ton gelegt, der sich dem Wachs genau anpaßte.

War alles getrocknet, so wurde die ganze Form erwärmt, und das Wachs schmolz aus einigen Oeffnungen, die man im Mantel gelassen hatte, heraus. Da, wo sich früher das Wachs befand, war nun ein hohler Raum, den später beim Gießen des Gefäßes die Bronze anfüllte. Warum aber genügte zum Gießen nicht eine einzige Oeffnung im Mantel? so wird man sich fragen. Auch diese Frage ist sehr einfach zu beantworten. Es müssen verschiedene Oeffnungen sein, damit die Luft entweichen kann, die sich in der Form befindet, und beim Gießen durch die Bronzemasse verdrängt wird. Könnte die Luft nicht entweichen, so würde die Bronzemasse blasig, brüchig und schlecht werden. Auch solche fehlerhaften Stücke hat man manchmal gefunden. Sie entstehen meist dadurch, daß die Oeffnungen im Mantel, die man P f e i ß e n nennt, weil die erhitzte Luft mit einem pfeisenden Geräusch entweicht, nicht groß genug waren und die Luft nicht schnell genug entweichen konnte. Man sieht aus der Beschreibung des Gießens, wie kompliziert diese Arbeit war, und man kann sich denken, welche Summe von geistiger Arbeit dazu gehört hat, ehe man die Gießerei auf diese Höhe brachte. Ohne die Erfindung unserer Ahnen wäre unser heutiges Leben einfach undenkbar, und man ersieht daraus, was wir der Vorzeit schuldig sind. Um das Gefäß zu erhalten, mußte man den Mantel aus Ton zerschlagen. Daher nennt man diese Art des Gießens: Das Gießen in der verlorenen Form.

Fertig aber war das Gefäß nun noch nicht. Man kann auf dem Bilde sehen, daß kleine senkrechte und wagerechte Punktreihen um das Gefäß laufen, und deren Herstellung ist noch zu beschreiben. Diese Punktreihen sind mit einem s p i ß e n Bronzewerkzeug, P u n z e genannt, in das Gefäß eingeschlagen. Man kann den Bronzen ganz genau ansehen, in welcher Art das gemacht worden ist. Das Gefäß ist ziemlich dünnwandig, und jede Vertiefung, die man außen einschlägt, mußte sich auf der Innenseite durch eine kleine Erhöhung kenntlich machen. Das ist aber n i c h t d e r F a l l. Also bleibt nur die Annahme übrig, daß das Bronzegefäß beim Einschlagen der Verzierungen über einen festen Gegenstand gelegt war, welcher verhinderte, daß sich auf der Innenwand eine Erhöhung bildete. Als das Nächstliegende, das zu verhindern, käme nur der

Tonkern in Betracht, der beim Gießen das Innere des Gefäßes ausfüllte. Die etwas erhabenen (erhöhten) kleinen Linien, die das Gefäß noch besitzt, sind schon in der Wachstform ausgeprägt gewesen und nicht nachträglich hergebracht worden.

In etwas anderer Art ging das Gießen der Lanzenspitze vor sich. Hier wurde um die aus Wachs geformte Lanze eine Tonform gemacht, die aus 2 Hälften bestand. Damit nun die beiden Hälften der Form genau aufeinander paßten, wurde die eine Hälfte am Rande mit Vertiefungen, die andere mit genau darin passenden Erhöhungen versehen, sodaß es dann unmöglich war, daß sich die Formen verschoben. Um die Höhlung in der Lanze, die Tülle zu erhalten, wurde ein spitzer Kern aus Ton oder Stein in die Form gefügt. Die Tonformen für Lanzen finden sich verhältnismäßig selten. Häufiger sind sie für solche Geräte aus Sandstein. Da wird dann die gewünschte Lanze in die Steinform hineingekratzt mit allen Verzierungen, die sie später haben soll. Auch die Sandsteinform besteht aus 2 Hälften und zeigt die Lanze vertieft. Auch der Steinkern, um den die Bronze fließt, und der nötig ist, um die Tülle zu erzeugen, ist vorhanden, ebenso die Vertiefungen und Erhöhungen der beiden Formenhälften, die das Auseinanderpassen ermöglichen sollen. Auch die sog. Pfeifen, die sich wie feine Röhren durch die Formen ziehen, und auch eine größere Röhre zum Eingießen der Bronze in die Form ist vorhanden. Diese eben beschriebene Art des Gießens nennt man den *Kastenguß*. Nun gibt es noch eine dritte Art des Bronzegusses, den *Herdguß*, der aber mit Funden, wo er angewendet wurde, beschrieben werden soll.

Die Wutiker Bronzen sind aus der 2.—3. Periode der Bronzezeit, d. h. um 1600—1200 v. Chr.*) Was versteht man nun unter der 2. und 3. Periode der Bronzezeit? Zur Erleichterung der Forschung hat der schwedische Forscher *Montelius* die gesamte Bronzezeit, die von 2000—500 v. Chr. reicht, in 6 Abschnitte oder Perioden eingeteilt. Die Gegenstände, die in den einzelnen Perioden gefunden werden, unterscheiden sich ziemlich deutlich voneinander. Nur selten sind sie so, daß sie wie bei den Wutiker Gefäßen sowohl in die 2. als auch in den Anfang der 3. Periode gehören können. Die Perioden-Einteilung ist nicht willkürlich, sondern ist geschehen auf Grund jahrelanger Forschung und genauer Vergleichung. Es ergibt sich danach für die Bronzezeit folgende Einteilung:

1. Abschnitt (1. Periode) von 2000—1600 v. Chr.

Am Anfang dieses Abschnitts bis etwa 1800 v. Chr. noch Verwendung von reinem Kupfer neben Steinwerkzeugen.

2. Abschnitt (2. Periode) von 1600—1400 v. Chr.

In diese Zeit fällt die Abwanderung der *Indogermanen* und die Einwanderung der *germanischen Stämme*.

3. Abschnitt (3. Periode) von 1400—1200 v. Chr.

4. Abschnitt (4. Periode) von 1200—1000 v. Chr.

5. Abschnitt (5. Periode) von 1000—800 v. Chr.

6. Abschnitt (6. Periode) von 800—500 v. Chr.

In diese Zeit fällt das erste Auftreten des *Eisens*, das im Anfange meist nur zu Schmuck verarbeitet wurde, genau so wie beim ersten Auftreten von Kupfer und Bronze auch diese Metalle.

Aus dieser Einteilung der Bronzezeit kann man sehen, daß die Steinzeit bis 2000 v. Chr. reicht, und daß von 500 v. Chr. an die Eisenzeit gerechnet wird.

Die Eisenzeit, in der wir eigentlich auch jetzt noch leben, teilt man wieder ein in die vorrömische Eisenzeit oder *Latène-Zeit* von 500 v. Chr. bis Christi

*) Inzwischen ist nach Angaben von Universitäts-Professor *Kosinna*-Berlin in Dänemark ein Fund gemacht worden, der es wahrscheinlich macht, daß auch unsere Bronzen nicht so alt sind und vielleicht in die 3.—5. Periode gehören, also 1400—800 v. Chr. Die Seltenheit und gute Arbeit der Gefäße sind aber trotzdem unerreicht und es bleibt alles sonst Gesagte zu Recht bestehen.

Geburt; ferner in die sogenannte römische Zeit von Christi Geburt bis 400 n. Chr. und dann in die sogen. Völkerwanderungszeit, die bei uns nur noch sehr schwache germanische Besiedelung sah, etwa von 400—500 n. Chr. In unserer Heimat haben wir statt dessen von 500 n. Chr. an von einer slavischen (wendischen) Zeit zu reden, der erst mit dem Eindringen der germanischen Stämme unter den askanischen Markgrafen ein Ende gesetzt wurde (um 1100—1200 n. Chr.).

Doch zurück zu unsern Butiker Bronzegefäßen. Die Gefäße sind von der sogen. nordischen Arbeit und bis jetzt die beiden einzigen bekannten Gefäße dieser Art. Nordische Arbeit, d. h. sie sind entweder in Schweden, Dänemark oder bei uns in der Prignitz an Ort und Stelle gemacht worden. Um genau zu entscheiden, wo sie gemacht worden sind, bedarf es weiteren Materials. Bis jetzt ist es zu wenig. Ueber die älteste und ältere Bronzezeit der Prignitz wissen wir noch so gut wie gar nichts. Immerhin ist es sehr wahrscheinlich, daß die Gefäße in unserer Heimat hergestellt worden sind, denn wären sie aus Dänemark oder Schweden, so müßten sich dort schon ähnliche Gefäße gefunden haben. Trotzdem man aber die dortige Bronzezeit sehr genau kennt, fehlen sie daselbst. Die beiden Gefäße wurden in sehr viele kleine und kleinste Stücke zerbrochen eingeliefert. Der Dampfpflug hatte sie zerstört. Möglich ist es, daß sich bei einer Nachgrabung noch einzelne Scherben finden. Die vorhandenen Stücke sind alle aneinandergesetzt und geben, trotzdem so viele fehlen, ein gutes Bild von der einstigen Schönheit der Gefäße.

Dem Besitzer, unserm Mitgliede Herrn v. Platen auf Butike, aber sind wir für sein für unsere heimische Vorgeschichte so außerordentlich wertvolles Geschenk, das er dem Museum schon vor der Gründung des Vereins überwies, zu großem Danke verpflichtet. Hervorheben möchte ich auch die große Sorgfalt, mit der er alle erreichbaren Scherben aufheben und sammeln ließ.

2. In einen andern Abschnitt der Bronzezeit führt uns das Tongefäß aus einem Grabe von Blandikow—Liebental.

Das Urnengräberfeld war seinerzeit durch Vermittelung des früheren Liebentaler Lehrers, Herrn Wolff, dem Museum von Herrn Wilhelm Haack, Blandikow, geschenkt worden. Wir gruben im ganzen gegen 50 Gräber auf, die alle noch später beschrieben werden sollen. Auch nachdem das Gelände in den Besitz unseres Mitgliedes Herrn Rittergutsbesitzer Eggert-Liebental gelangt war, wurden die Ausgrabungen fortgesetzt, leider aber nichts mehr zu Tage gefördert. Den beiden Herren gebührt auch an dieser Stelle der Dank des Museums für ihre Schenkung und Förderung unserer Arbeit.

Zwei von den Gräbern besaßen nun einen Gewölbebau, wie er nachstehend beschrieben ist, und den man ein falsches Gewölbe nennt. Bis jetzt sind diese Blandikower Gräber, außer dem Seddiner Königsgrab, das ein viel größerer Bau ist, die einzigen, die in dieser Form aus der Prignitz bekannt sind.

Die eine Urne weist Anklänge an die Lausitzer Kultur auf. Das soll in folgendem erklärt werden. In der Lausitz, der Neumark, einigen Teilen Sachsens und Schlesiens findet sich die Hinterlassenschaft eines Volkes, das einen ganz besonders ausgeprägten Geschmack aufweist. Vor allem im Verzieren der Tongefäße tritt er zutage. Eine der häufigsten Verzierungsformen ist das Aufsetzen oder Herausdrücken von Buckeln aus der Wand des Gefäßes. Diese Art der Verzierung zeigt nun das eine Blandikower Gefäß, und wir können hier von einer Geschmacksübertragung sprechen, die wahrscheinlich durch Handelsbeziehungen verursacht ist. Interesse wird es wohl auch erregen, wie nun solch Tongefäß zum Unterschiede von den Bronzegefäßen hergestellt ist. Auch hierüber können die Ausgrabungen Aufschluß geben. Manchmal zerbrachen die Gefäße so, daß man an den Scherben genau den Aufbau der Urne sehen kann. Da zeigt sich dann folgende Herstellungsart. Man formte zuerst den Boden des Gefäßes, hierauf einen Teil der Wandung, setzte ihn auf den Boden auf und verstrich beides gut. Dann wurde wieder ein Teil der Wandung geformt, auf-

gesetzt und verstrichen und so fort, bis der Topf die gewünschte Höhe erreichte. Später kratzte man mit einem Hölzchen oder dem Fingernagel in den feuchten Topf die Verzierungen und stellte das Gefäß zum Brennen an ein offenes Feuer. Es zeigen sich an vielen Töpfen hellere und dunklere Flecken, die das Brennen am offenen Feuer bezeugen. Immer sind dem Ton der Gefäße kleine Steinchen beigemischt, die das Reitzen der Töpfe beim Brennen verhüteten. Manche Urnen sind so schlecht gebrannt, daß sie fast ganz zergangen sind oder doch gleich beim Herausnehmen in viele Stücke zerfielen. Trotzdem aber können alle die Stücke wieder zu ganzen Töpfen zusammengesetzt werden. Im Museum sind manche Gefäße aus 200 und mehr Stücken zusammengesetzt, und deshalb möchte ich an alle Brignitzer die dringende Mahnung richten, auch solche zerfallenen Töpfe aufzuheben, die Scherben zu sammeln und sie mir mit den Knochen ins Museum zu schicken. Aus manchen Knochen nämlich kann man feststellen, ob ein Mann, eine Frau oder ein Kind in der Urne begraben war; sie enthalten nämlich die verbrannten Knochen der Toten. Auch die Plätze, auf denen sie verbrannt wurden, fanden sich in Blandikow.

Das Verbrennen ging in folgender Weise vor sich. Der Tote wurde auf einen aus Holz aufgeschichteten Scheiterhaufen mit seinen Kleidern getan, der Scheiterhaufen angezündet, und dann später die verbrannten Knochen aus der Kohle aufgelesen und in die Urnen getan. Bei einzelnen kam dann noch etwas Schmuck, Arm-, oder Fingerringe in die Urne. Der Scheiterhaufen in Blandikow war 2 m lang, 1 m breit und von ovaler (eiförmiger) Gestalt. Man findet ihn als eine deutliche schwarze Mulde in hellem Sande. Rings um den schwarzen muldenförmigen Brandplatz war noch etwa 1 m weiter hin das Erdreich verbrannt und von der großen Hitze etwas zusammengeschmolzen, d. h. der Sand bildete hier eine viel härtere Masse als sonst. Der eine der drei Brandplätze aber war rund, von $1\frac{1}{4}$ m Durchmesser, sonst wie die andern gestaltet. Hier sind wahrscheinlich die Kinder der Blandikower Germanen verbrannt worden.

Es ist bei solchen Untersuchungen so viel zu berücksichtigen und aufzuklären, daß ich bitten möchte, mich auch von solch schwarzen Stellen im Acker zu benachrichtigen, sie nicht selbst aufzugraben, sondern damit zu warten, bis es die Feldbestellung und meine Zeit zuläßt, daß ich hinkommen und sie untersuchen kann. Der Blandikower Friedhof gehört ins Ende des fünften und in den Anfang des sechsten Abschnitts der Bronzezeit, also etwa 900—700 v. Chr. Eisen aber fand sich auf dem ganzen Friedhose nicht. Bemerkenswert ist auch, daß die Töpferei von den Frauen besorgt wurde. Aus den Fingereindrücken, welche sich an den Gefäßen finden, kann man nur auf Frauenhände schließen.

Indem ich nochmals allen denen danke, die unser Museum fördern halfen, spreche ich gleichzeitig die Hoffnung aus, daß es mir möglich sein wird, nach und nach alle Museumsgegenstände zu beschreiben und abzubilden, trotz der sehr bedeutenden Kosten, die die Abbildungen verursachen.

Paul Quente.

